

Literaturkritik und Literaturwissenschaft

Abermaliges Plädoyer für ein komplementäres Verständnis der beiden Institutionen aus gegebenem Anlass

von Michael Klein (Innsbruck)

Das Verhältnis von Literaturkritik und Literaturwissenschaft benennt im Unterschied etwa zu den romanischen und angelsächsischen Ländern im deutschen Sprachraum ein traditionell und bis heute andauernd schwieriges Verhältnis.

An dieser Stelle soll es aber nicht um eine nochmalige Betrachtung der historischen Sonderentwicklung gehen, auch wenn es dazu durchaus noch Einiges zu sagen gäbe. Zwar gibt es eine Reihe überzeugender Arbeiten zur Geschichte des Faches Germanistik und es gibt heute zumindest in Ansätzen auch Untersuchungen zur Geschichte der Literaturkritik in Deutschland.¹ Was aber bisher und wohl nicht zufällig fehlt, ist eine Geschichte ihres schwierigen Verhältnisses zu einander, der Abgrenzungen und Ausgrenzungen, der Idiosynkrasien und Animositäten, die beide Einrichtungen in ihrer gegenseitigen Wahrnehmung vielfach bis heute bestimmen, zum Teil aus Unwissenheit, zum Teil aber auch trotz besseren Wissens. Hier gäbe es durchaus noch Interessantes zu untersuchen und zu entdecken.

Was mich augenblicklich aber vordringlicher beschäftigt, ist der zunehmend zu beobachtende Ansehensverlust, mit dem beide, Literaturkritik und Literaturwissenschaft, in der Öffentlichkeit schon seit einiger Zeit konfrontiert sind, und den ich nicht zuletzt auf Fehlentwicklungen in beiden Institutionen zurückführe, die sich auf Dauer für beide als schwierig, wenn nicht als existentiell erweisen könnten.

Nun kann man mit guten Argumenten den Standpunkt vertreten – ich vertrete ihn weitgehend –, dass sich geisteswissenschaftliche Institutionen nicht zuletzt gerade dadurch auszeichnen, dass sie sich in gewissem Sinne immer in einer Krise befinden (müssen). Angesichts der sich immer schneller verändernden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, deren Bedeutung und Folgen reflektierend zu begleiten seit jeher mit zu ihren Aufgaben gehört, könnte eine derartige Krise auch als Ausdruck ihrer Lebendigkeit, Zeichen ihrer Teilhaftigkeit und geradezu als Voraussetzung einer Neuorientierung verstanden werden.

Das allerdings würde voraussetzen, dass man die Zeichen erst einmal wahrnimmt und bereit ist, die angesprochenen veränderten Rahmenbedingungen nicht nur zu erkennen, sondern auch anzuerkennen. Genau dies aber scheint mir noch viel zu wenig der Fall zu sein.

Meine These lautet daher: Das, was ich derzeit beobachte, und was im Einzelnen noch zu beschreiben sein wird, unterscheidet sich in mehrfacher Weise, vielleicht nicht grundsätzlich, aber doch wesentlich von den früheren Krisen, in denen sich beide Institutionen in ihrer zweihundert- bis zweihundertfünfzigjährigen Geschichte befunden

haben. Alle vorausgegangenen Krisen waren eben immer zugleich auch Ausdruck ihrer Lebendigkeit, Ausdruck der Bereitschaft und Fähigkeit zur Veränderung. Dies galt noch bis in die sechziger und siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts.

Heute dagegen vermag ich vielfach nur Ratlosigkeit zu erkennen: resignatives Schulterzucken auf Seiten der Literaturkritik, vor allem mit dem Hinweis auf die angeblich unumstößlichen Gesetze des Marktes, und eine Tendenz zu Selbstmitleid auf Seiten der Literaturwissenschaft. Ansonsten aber geht alles zumeist seinen gewohnten Gang; breitere theoretische Debatten, die Perspektiven für beide Institutionen in die Zukunft erkennen ließen, wie sie in den sechziger und siebziger Jahren üblich waren, werden nur ausnahmsweise noch geführt oder finden jedenfalls in der Regel unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt.

Keine Frage: Einiges, was zu der gegenwärtigen Situation geführt oder doch zu ihr beigetragen hat, liegt außerhalb der direkten Verantwortlichkeit der Betroffenen, ist vielmehr abhängig von tatsächlich wesentlich veränderten politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen in der Konsequenz eines vermeintlichen Endes der großen Ideologien, spätestens nach dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus und in der Folge eines nahezu ungebremsten wirtschaftlichen Neoliberalismus, von dem gerade die Geisteswissenschaften, aber eben auch der ganze öffentliche Kulturbereich besonders hart betroffen sind. Zwar gilt Kultur, genauer gesagt die „Kulturindustrie“ heute als „eine der größten Wachstumsbranchen der Weltwirtschaft“², aber natürlich müssen sich die Investitionen rechnen. Die verständlichen, wenn auch ganz sicher nicht ausreichenden Reaktionen im universitären Bereich, der in der Vergangenheit, wie ich meine zu Recht, *auch* ein weitgehend geschützter Bereich war, sind vielfach Rückzug oder Anpassung, in der Hoffnung, auf diese Weise vielleicht wenigstens zu überleben. Der verbleibende Raum für eine grundsätzliche, notwendige Neuorientierung ist zugegebenermaßen auch objektiv eng geworden.

Nicht viel besser ist es seit einigen Jahren um die Rahmenbedingungen für eine Literaturkritik bestellt, die diesen Namen verdient. Die wachsende Zahl literarischer Talkshows in der Nachfolge des *Literarischen Quartetts*³ oder jüngere Zeitschriften-Neugründungen wie etwa *Literaturen*⁴ belegen zwar ein offenbar breites öffentliches Interesse an derartigen Vermittlungsinstanzen. All das kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch sie, als Institution, schon seit einiger Zeit einer immer deutlicher Platz greifenden Ökonomisierung unterworfen ist, vor allem als Vermittlerin der Ware Buch, die es immer schneller umzusetzen gilt. Die Herausgeber anspruchsvollerer Literatur- oder Kulturzeitschriften, die die geforderte Schnelligkeit nicht bedienen können oder auch nicht wollen und die deshalb auch nur über einen Bruchteil der Einnahmen aus dem Anzeigengeschäft verfügen, bestätigen diese Abhängigkeiten und sie klagen zu Recht darüber, wie viel schwieriger es heute andererseits geworden ist, auf öffentliche Unterstützungen zu zählen. Für die Notwendigkeit grundsätzlicherer Debatten über die ja in keiner Weise veraltete seinerzeitige Fragestellung „Kritik, von wem, für wen, wie?“⁵ scheint gleichwohl entweder nur noch geringes Interesse zu

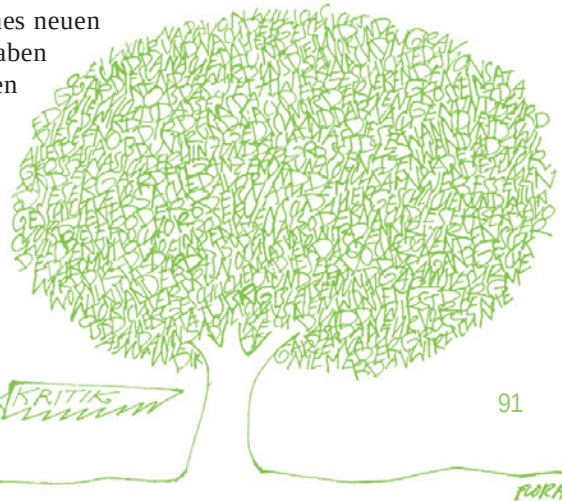
bestehen oder es ist auch *hier* der Raum eng und die Zeit zu teuer geworden. Stattdessen auch *hier*, von wenigen, wichtigen Ausnahmen abgesehen, vielfach nur Anpassung an das oder Resignation über das angeblich Unabänderliche.

Das alles ist nicht als Vorwurf gegen irgend jemanden gemeint, schon gar nicht gegenüber einer Öffentlichkeit, die bewusst oder unbewusst, jedenfalls aus ihrer Sicht zu Recht darauf reagiert, dass die künstlerische Literatur, worauf Norbert Mecklenburg in diesem Zusammenhang richtigerweise hingewiesen hat, in den Industrieländern zunehmend „aus einem über zweihundert Jahre lang zentralen in einen marginalen Geltungsbereich der Kultur“ geraten ist. „Kunst und Literatur werden, wie vor ihnen Religion, aus einer auch öffentlichen zu einer nur mehr rein privaten Sache.“ Dies gilt, obwohl, und ich referiere noch einmal Mecklenburg, in „unserer modernen Welt des Konsumkapitalismus und der Medienkultur [...] das Angebot an Kunst und Literatur ins Unermessliche gewachsen“ ist, während gleichzeitig „Geltung und Orientierungskraft traditionaler Weltbilder und Wertsysteme, zu denen auch bis heute vertretene Kunst- und Literaturauffassungen gehören, geschwunden oder zumindest gebrochen“ sind.⁶

Mecklenburg spricht damit das an, was zuvor, jenseits aller Hinweise auf veränderte und fraglos erschwerte wirtschaftliche Rahmenbedingungen, gemeint war, als die These aufgestellt wurde, Literaturkritik und Literaturwissenschaft befänden sich gegenwärtig vermutlich in einer grundsätzlicheren Krise, möglicherweise wesentlich unterschieden von den bisher in ihrer Geschichte erfahrenen.

Wenn dies aber so ist, und es besteht kaum ein Zweifel, dass es so ist, dann käme es wohl darauf an, hierauf offensiv zu reagieren, statt sich, wie vielfach zu beobachten, gekränkt – weil missverstanden – zurückzuziehen. Dazu bedürfte es allerdings der Erfüllung wenigstens zweier Voraussetzungen:

Soweit es die Germanistik betrifft, würde dies zunächst einmal bedeuten, dass es in Zukunft sicher nicht ausreichen wird, die öffentliche Hand *allein* verantwortlich für Fehlentwicklungen zu machen und zu glauben, das bestehende Problem sei *allein* die Folge einer finanziellen Unterversorgung. Abgesehen davon, dass es nicht richtig wäre, es würde auch nichts helfen. Stattdessen käme es darauf an, zu verstehen und zu akzeptieren, dass es vor allem um ein neues Selbstverständnis und auf dieser Basis um die Entwicklung eines neuen Konzepts des Faches und seiner Aufgaben wird gehen müssen, um so von außen überhaupt erst einmal wieder wahrgenommen zu werden. Überlegungen, wie so etwas aussehen könnte, gibt es durchaus und sie sind auch nicht neu: immer wieder angesprochen, schon seit dreißig Jahren, vor allem von Mecklenburg, aber auch von Eberhard Lämmert und in



jüngerer Zeit etwa von Ralf Schnell oder Wolfgang Albrecht.⁷ Auf breiterer Basis diskutiert wurden sie wohl bisher auch deshalb nicht, weil der notwendige Druck lange Zeit nicht vorhanden war. Zumindest unter diesem Gesichtspunkt sind die Umstände heute günstiger. Ich komme darauf zurück.

Schwieriger scheint es gegenwärtig dagegen, die Literaturkritik, zumal die in den Tages- und Wochenzeitungen, aber auch in den angesprochenen KritikerInnenrunden im Fernsehen, von der Notwendigkeit zu überzeugen, ihre gegenwärtige Situation, ihre Voraussetzungen, ihre mögliche Funktion und ihre Aufgaben im Literaturbetrieb neu zu überdenken. Die Auftragslage und die Einschaltquoten sind überraschend gut und das Geschäft scheint zu blühen. Und es ist daher schwer zu erkennen, welcher Druck sich hier kurzfristig auswirken könnte. Dabei besteht kein Zweifel, dass längerfristig auch sie nur überleben wird oder, weniger dramatisch, noch ernst genommen wird, wenn sie akzeptiert, dass Kritik nachvollziehbare Kriterien braucht, auch wenn diese einer permanenten Relativierung unterliegen. Gustav Seibt hat es vor ein paar Jahren so formuliert: „Bedrohlich [...] ist für das Feuilleton auf lange Sicht der [augenblicklich zu beobachtende] Geltungsverlust des Ästhetischen“ in der Konsequenz der Ablösung der „Idee der Avantgarde“ durch die Postmoderne.⁸

Wie könnten also die Voraussetzungen aussehen, die beiden Institutionen vielleicht zu neuem Ansehen, vielleicht sogar zu einer neuen Attraktivität verhelfen würden?

Die Antwort aus der Sicht des Hochschulgermanisten, nur aus dieser vermag ich halbwegs kompetent zu argumentieren, da ich die Literaturkritik nur als Beobachter, nicht aber wirklich als Insider kenne, die Antwort ist für mich so eindeutig wie fraglos und sie ist ebenfalls nicht neu: Es kann dies nur gelingen, wenn sich Literaturkritik und Literaturwissenschaft endlich und auf Dauer als komplementär verstehen, statt sich „gegenseitig der Bevormundung oder auch der Behinderung des eigenen Metiers und jedenfalls der Verkennung ihres Gegenstandes [der Literatur zu] zeihen.“⁹ Der Einwand, dem man zuweilen begegnet, dass dies in der Praxis doch bereits seit langem erreicht sei, mit dem Hinweis auf die in der Tat zahlreichen Grenzgänger aus dem Bereich der Literaturwissenschaft in den angeseheneren Feuilletons der überregionalen Tages- und Wochenzeitungen, überzeugt nicht, handelt es sich dabei doch in aller Regel um nicht mehr als um gelegentliche oder auch regelmäßige Ausflüge, mit vor allem einem Interesse, so für bestimmte Anliegen eine größere Öffentlichkeit zu erreichen. Ein wirkliches Konzept aber, im Sinne eines grundsätzlicheren, veränderten Fachverständnisses, vermag ich daraus noch nicht abzuleiten.

Worum geht es also wirklich?

Wer immer sich mit Fragen der Literaturvermittlung beschäftigt, und es sollte fraglos sein, dass dies heute mehr denn je auch zu den Aufgaben eines Literaturwissenschaftlers gehört, wird die Rolle der Literaturkritik in diesem Prozess nicht nur nicht außer Acht lassen können, vielmehr regelmäßig und systematisch auf sie reagieren müssen, um so, auf Dauer gesehen, die durchaus fachspezifischen Fragestellungen nicht zu verfehlen.

Zumal – und ich meine, es ist leicht einsichtig – ihre Bedeutung als zentrale Schaltstelle im Literaturtransfer, gleich welcher Art und trotz aller Mängel, die man ihr zum Teil zu Recht vorhält, ständig zunimmt. (Im Übrigen: Welche Mängel, Versäumnisse und Inkompetenzen lassen sich nicht auch der Literaturwissenschaft vorwerfen?) Angesichts eines trotz aller Cassandra-Rufe scheinbar unbegrenzt wachsenden und nicht zuletzt deshalb auch immer schnelllebigeren und damit noch einmal unübersehbarer gewordenen Marktes ist die Literaturkritik als Selektionsinstanz immer unverzichtbarer, aber zugleich eben auch immer mächtiger geworden. Alle Bemühungen noch so engagierter Verleger haben nur dann eine Chance, erfolgreich zu sein, wenn auch die Kritik auf die Bücher reagiert. Und auch der Buchhandel ist immer weniger bereit – und wohl auch nicht in der Lage –, eine Literatur im Sortiment zu führen, die, aus welchen Gründen immer, von den zuständigen Redaktionen der wichtigen Medien unbeachtet geblieben ist. Zumindest als Voraussetzung dafür, dass insbesondere anspruchsvollere Literatur auch nur eine Chance hat, den Weg vom Verleger zum Leser zu finden, ist ihre Wahrnehmung durch die journalistische Literaturkritik unabdingbarer denn je geworden.¹⁰

Sibylle Cramer hat es vor einiger Zeit in der *Süddeutschen Zeitung* pointiert einmal so formuliert: „Längst freilich bestimmt nicht mehr die Literatur das Bild von Literatur, sondern die Literaturkritik.“¹¹

Stimmt man dem zu – es bleibt einem vermutlich gar nichts anderes übrig –, dann sollte man sich aber auch bewusst machen, was das für die Arbeit des Literaturwissenschaftlers heißt. Es bedeutet nämlich, zumindest für die Beschäftigung mit der Gegenwartsliteratur, dass auch die Literaturwissenschaft in aller Regel nur das wahrnimmt, nur das zum Gegenstand ihrer Untersuchungen macht, was zunächst von der Literaturkritik wahrgenommen wurde. Und es bedeutet weiter, dass damit der Prozess der so genannten Kanonbildung, auch wenn dies nicht bewusst geschieht, ganz entscheidend von der Literaturkritik zumindest mitgeprägt wird.¹²

Die Literaturkritik als Katalysator also auch für die Literaturgeschichtsschreibung?

Hat man sich diese Interdependenzen einmal bewusst gemacht, dann kann es, trotz der bereits eingeräumten vielfach berechtigten Kritik dieser Institution, aber nicht mehr um überhebliche Distanzierung gehen, wie sie seitens der deutschsprachigen Hochschulgermanistik noch immer nicht selten – oder sollte man vielleicht besser sagen: wieder? – zu beobachten ist. Vielmehr käme es aus den genannten Gründen gerade heute darauf an, sich kontinuierlich mit den expliziten und besonders natürlich mit den impliziten Kriterien der Kritik auseinander zu setzen, also mit dem ganzen Problemkomplex praktischer literarischer Wertung, ihrer Vermittlungsorgane und Instanzen, um sich so die gesellschaftlichen und ideologischen Implikationen im Prozess literaturkritischer Urteilsfindung zu verdeutlichen.

Nun wäre es sicher nicht richtig, so zu tun, als habe sich diesbezüglich in den letzten dreißig, fünfunddreißig Jahren gar nichts bewegt. Impuls gebend für einen ersten Bewusstseinswandel im angesprochenen Sinn war in diesem Zusammenhang die Rezeptionsforschung, in den sechziger Jahren vor allem von Hans Robert Jauss

und Wolfgang Iser, aber auch anderen Wissenschaftlern als ein wesentlicher Bereich der Literatursoziologie erkannt. Wenn dieser Ansatz auch zunächst weitgehend auf theoretische Untersuchungen beschränkt blieb, so beförderten die methodologischen Diskussionen im Umfeld doch eine grundsätzlich veränderte Einschätzung der Bedeutung gerade auch der journalistischen Literaturkritik, insbesondere für eine genauere Beobachtung der „Alltagsrezeption“¹³, und nicht zuletzt aus der Sicht der Literaturwissenschaft. Die Forderung von Lämmert bereits aus dem Jahre 1973, „den philologischen Fachbereichen einiger Hochschulen [...] auch Institute für Literaturkritik beizuordnen“, und der nur wenige Jahre später daran anschließende „Vorschlag“ von Mecklenburg, die Literaturkritik als „literaturwissenschaftliche Sonderdisziplin“ zu institutionalisieren¹⁴, beides war vermutlich schon damals auf breiter Ebene wenig realistisch. Als Ausdruck einer wesentlich veränderten Haltung zumindest von Teilen der seinerzeitigen Germanistik gegenüber der Tageskritik aber bleibt sie bezeichnend.

Und vereinzelt kam es ja auch tatsächlich in der Folge zu solchen Neugründungen und, jedenfalls in Deutschland, auch zur Schaffung einiger neuer Lehrkanzeln für Literaturkritik und/oder Literaturvermittlung.

Dass die empirische Forschung, insbesondere zur „Alltagsrezeption“, zunächst zumeist gleichwohl nicht recht von der Stelle kam, lag vor allem wohl daran, dass die Quellen, d. h. die Rezeptionszeugnisse, von denen aus man hätte argumentieren können, damals in der Regel zumeist weit verstreut und oft nur schwer ermittelbar waren. Auf breiterer Basis systematisch sammelnde Dokumentationsstellen für Literaturkritik gibt es, jedenfalls im deutschen Sprachraum, erst seit Anfang der sechziger Jahre.

Aber obwohl sich die Voraussetzungen für eine kontinuierlichere Beobachtung der Literaturkritik, auch mit Unterstützung des Internet, seitdem deutlich verbessert haben, habe ich den Eindruck, dass das Interesse der Literaturwissenschaft an der Literaturkritik seit einigen Jahren insgesamt wieder nachgelassen hat, dass man sich, von Ausnahmen abgesehen, wieder ziemlich weit von einander entfernt hat und dass diese, die Literaturkritik, für jene, die Literaturwissenschaft, sehr oft nur dazu dient, sich schnell über eine Neuerscheinung zu informieren oder ein sonst nicht leicht zu erhebendes Datum zu erfragen.

Bestätigt wird dieser Eindruck beispielsweise auch durch die kritische Anmerkung Wilfried Barners im Vorwort zu dem von ihm 1990 herausgegebenen Tagungsband des DFG-Symposiums *Literaturkritik – Anspruch und Wirklichkeit*, wo er die wenn auch aus seiner Sicht rhetorische Frage glaubt stellen zu müssen, ob Literaturkritik überhaupt „ein ‚germanistisches‘ Thema“ sei: „Überhaupt eines, zu dem sich gemeinsame wissenschaftliche Grundlagen formulieren lassen?“ Und er gesteht, dass die „Erforschung der Literaturkritik, ihrer Prinzipien wie ihrer historischen Entwicklung [...] nicht gerade zu den glanzvollen Kapiteln in der Geschichte der Literaturwissenschaft, zumal in Deutschland“ gehört.¹⁵

Dies allein damit erklären zu wollen, dass die heute überall spürbaren Sparmaßnahmen zur Konzentration zwingen und Spezialforschungsbereiche daher kaum noch zu finanzieren seien, überzeugt nicht. Der eigentliche Grund liegt wohl

tiefer. Entscheidender jedenfalls scheint vielmehr zu sein, dass sich beide Institutionen, unabhängig voneinander oder vielleicht auch nicht, vor dem Hintergrund einer sich rasant verändernden Gesellschaft und angesichts des damit einhergehenden Verlusts eines noch bis in die sechziger Jahre weithin gültigen geschichtsphilosophischen und ästhetischen Grundkonsenses in einer Legitimationskrise befinden.

So ist von der Aufbruchsstimmung der Literaturkritik, wie sie in den sechziger und auch noch in den siebziger Jahren zu beobachten war und die ja zu ihrer Attraktivität damals nicht unwesentlich beigetragen hat, von Einzelleistungen abgesehen, tatsächlich nur noch wenig wahrzunehmen. Zur Erinnerung und zum Vergleich: Erst seit Anfang 1964 gibt es im Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* überhaupt eine wöchentliche Buchkolumne; im gleichen Jahr erschien, konzipiert als deutsches Parallelunternehmen zum französischen *Figaro Littéraire*, zum englischen *Times Literary Supplement* und zur *New York Times Book Review*, in der Nachfolge der von Willy Haas herausgegebenen *Literarischen Welt*, als vierzehntägige Beilage der *Welt* die erste Nummer der *Welt der Literatur*. Und schließlich leistete sich die Wochenzeitung *Die Zeit* in diesen Jahren sogar den Luxus, ihr wichtig erscheinende Bücher gleich von mehreren Rezensenten besprechen zu lassen. Dies alles begleitet von einer gleichzeitigen, überaus breit geführten Theoriediskussion über die zukünftige Funktion und die Aufgaben der Literaturkritik, auch unter aktiver Beteiligung der Literaturwissenschaft.

Heute dagegen dominieren stattdessen, wiederum mit wenigen Ausnahmen, zunehmend isolierte Buchbesprechungen oder, nicht selten, nur mehr Bestseller- und Bestenlisten die überwiegende Mehrzahl der Literaturbeilagen. Dringend notwendige Zusammenhänge jedenfalls werden kaum herzustellen versucht, wie sich überhaupt der Eindruck verstärkt, dass das traditionelle Feuilleton, von den wenigen überregionalen Zeitungen abgesehen, mangels einer längst überfälligen Wertedebatte mehr und mehr zum Kulturmarketing verkommt.

Um die gegenwärtige Germanistik ist es, aus meiner Sicht, häufig nicht viel besser bestellt. Mit dem Rückgang des Interesses an einer sozialgeschichtlichen Literaturbetrachtung, spätestens seit der Mitte der achtziger Jahre, hat sie offenbar auch die so genannte Tageskritik wieder weitgehend aus den Augen verloren und sich in der Folge ebenfalls beinahe gänzlich, jedenfalls aus der praktischen Wertedebatte verabschiedet und scheint jetzt vielfach wieder zu glauben, in einem freien Raum zu agieren, unabhängig, autonom, in einem geschlossenen System, allein der Wissenschaft verpflichtet, für die die Literatur oft nur mehr eine illustrierende Bedeutung zu erfüllen scheint, häufig nur noch dazu dient, die Griffigkeit des neuesten methodischen Ansatzes zu überprüfen.¹⁶

Eine Zukunft, das scheint mir angesichts des Dargelegten immer deutlicher, haben beide Institutionen daher nur, wenn sie, durchaus aus der Perspektive unterschiedlicher Erkenntnisinteressen, in der Sache, d. h. im Dienst an ihrem gemeinsamen Gegenstand, der Literatur, sich als ergänzend und gegenseitig unterstützend verstehen. Nur eine solche Engführung wird längerfristig beiden Seiten helfen, auch aus dieser Krise wieder

herauszufinden. Die Literaturkritik, wenn sie ernst genommen werden will, braucht die Literaturwissenschaft. Sie ist, wenn sie sich tatsächlich der Literatur und nicht nur dem Markt verpflichtet fühlt, den sie, wie sie selbst weiß, ohnehin schon lange nicht mehr zu steuern vermag, wenn sie sich also wieder verstärkt der Literatur statt der Verkaufsförderung von Büchern widmet und wenn es ihr schließlich um mehr als nur zeitgeistig formulierte Geschmacksurteile zu tun ist, auf die Grundlagenforschung und Quellenaufbereitung der Literaturwissenschaft angewiesen – wie immer sie diese übersetzt.

Und genauso ist aber auch die Literaturwissenschaft auf die Literaturkritik angewiesen, weil sie sonst Gefahr läuft, sich in ‚szientifischen‘ Spitzfindigkeiten zu verlieren und so die Beziehung zu ihrem eigentlichen Gegenstand, der Literatur und zum literarischen Leben zu verlieren und die immer komplexer gewordenen, sich immer schneller verändernden Produktions- und Rezeptionsbedingungen von Literatur nicht mehr zu verstehen. Denn auch das ist wohl unbestritten: Das tatsächliche Literaturverständnis einer Zeit wird kaum sonst so unmittelbar deutlich wie aus den Kultur- und Feuilletonseiten der Tages- und Wochenzeitungen oder aus den einschlägigen Sendungen des Fernsehens und des Rundfunks. Bei allem, was die Literaturwissenschaft, insbesondere als Literaturgeschichte, dazu zu sagen hat, handelt es sich entweder um mehr oder weniger spekulative Rationalisierungen aus einem zumeist größeren zeitlichen Abstand, oder sie ist eben doch wieder auf eine genaue Beobachtung der Literaturkritik angewiesen.

Bleibt natürlich die entscheidende Frage, wie sich solche Überlegungen in die Praxis umsetzen lassen.

Vorstellungen dazu gibt es, wie gesagt, aus der Sicht der Literaturwissenschaft jedenfalls, bereits recht konkrete und es gibt ja auch vereinzelt schon seit Jahren erfolgreiche Ansätze zu ihrer Realisierung. Wobei alle Beteiligten darin übereinstimmen, dass es in der Zukunft vor allem darauf ankommen wird, dass sich die Literaturwissenschaft (wieder) stärker als gegenwärtig als *kritische* Wissenschaft der gesellschaftlichen Öffentlichkeit, präziser dem auch öffentlichen Diskurs über Literatur zu stellen haben wird. In der Praxis heißt das, dass die traditionellen Kernbereiche des Faches, also die Philologie, die Literaturgeschichte, die Edition, die Interpretation und die Literaturtheorie generell, um einen Bereich der so genannten „praktischen“ oder „angewandten“ Literaturwissenschaft zu erweitern wären, dem eben insbesondere solche Arbeitsgebiete zuzuordnen wären wie die „Literaturvermittlung in den alten und neuen Medien“ oder eben auch, als besonders wichtig, „Literaturkritik und Fragen der Praxis literarischer Wertung“, wie wir das in Innsbruck seit Jahren versuchen und nicht zuletzt mit der Umbenennung des Instituts von „Institut für Germanistik“ in „Institut für deutsche Sprache, Literatur und Literaturkritik“ auch nach außen zum Ausdruck bringen wollten.

Literaturkritische Praxis und Literaturwissenschaft „könnten hier [...] probeweise einander ähnlich nahe rücken und [sich] ergänzen, wie es zwischen Praktikern und Theoretikern in Forschungsinstituten der Biogenetik oder auch der Verfahrenstechnik

längst geschieht. Zusammen mit einem Studio, das beruflich oder außerberuflich Lesenden den Weg zum Schreiben auf eigene Hand erleichtert, könnte eine solche Einrichtung schließlich nicht nur ein günstiger Ort sein, der öffentlich gehandhabten Sprache in diesem unserem Lande aufzuhelfen, sondern auch ein Organ, das die Literatur lebendig hält oder gar lebendiger macht. Das wäre dann – gleichviel ob Wissenschaft oder Kritik – eine schöne Kunst.“¹⁷

Anmerkungen

Vortrag, gehalten im Rahmen des Symposions zum Thema „Criticising the Critic“ im November 2000 an der University of London.

- ¹ Selbstverständlich würde es zu weit führen, hier auch nur eine halbwegs vollständige Bibliographie zu versuchen. Es sei daher stellvertretend nur auf exemplarische jüngere Arbeiten verwiesen: Klaus Weimar: Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. München: Fink 1989. Rainer Rosenberg: Literaturwissenschaftliche Germanistik. Zur Geschichte ihrer Probleme und Begriffe. Berlin: Akademie Verlag 1989. Karlheinz Stierle: Literaturwissenschaft. In: Ulfert Ricklefs (Hg.): Fischer Lexikon Literatur. Zweiter Band. Frankfurt: Fischer 1996 (= Fischer Taschenbuch 4565–4567), S.1156–1185. Klaus Berghahn, Peter Uwe Hohendahl (Hg.): Geschichte der deutschen Literaturkritik (1730–1980). Stuttgart: Metzler 1985. A. P. Frank: Einführung in die britische und amerikanische Literaturkritik und -theorie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1983. Hans Mayer (Hg.): Deutsche Literaturkritik. 4 Bände. Frankfurt: Fischer 1978 (= Fischer Taschenbuch 2008–2011). Peter Gebhardt: Literaturkritik. In: Ulfert Ricklefs (Hg.): Fischer Lexikon Literatur. Zweiter Band. Frankfurt: Fischer 1996 (= Fischer Taschenbuch 4565–4567), S. 1080–1115.
- ² Gustav Seibt: Strukturveränderungen in der kulturellen Öffentlichkeit. Die neue Ohnmacht des Feuilletons. In: Merkur, 52. Jg., 1998, H. 8, S. 731–736, hier S. 736.
- ³ Vgl. etwa den Literaturclub im Schweizer Fernsehen DRS unter der Leitung von Daniel Cohn-Bendit oder die monatliche Sendung Bestenliste des Südwestfernsehens unter der Leitung von Hubert Winkels sowie neuerdings die Sendung *Willkommen im Club*, moderiert von Lea Rosh und Gaby Hauptmann beim Metropolensender XXP und bei Vox.
- ⁴ Literaturen. Redaktion: Sigrid Löffler. Erscheint seit Oktober 2000 monatlich im Friedrich Berlin Verlag.
- ⁵ Peter Hamm: Kritik / von wem / für wen / wie. Eine Selbstdarstellung der Kritik. München: Hanser 1968 (= Reihe Hanser 12).
- ⁶ Norbert Mecklenburg: Begriffe der literarischen Wertung. In: Helmut Brackert u. Jörn Stückerath (Hg.): Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs. Erweiterte und durchgesehene Ausgabe Reinbeck: Rowohlt 2000 (= re 55523), S.532–546, hier S. 533.
- ⁷ Norbert Mecklenburg: Kritisches Interpretieren. Untersuchungen zur Theorie der Literaturkritik. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1972. Derselbe: Die Rhetorik der Literaturkritik. Ein Gedankengang mit Vorschlägen zur Praxis. In: Jörg Drews (Hg.): Literaturkritik – Medienkritik. Heidelberg: Quelle und Meyer 1977, S. 34–48. Derselbe: Wertung und Kritik als praktische Aufgaben der Literaturwissenschaft. In: Peter Gebhardt (Hg.): Literaturkritik und literarische Wertung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgemeinschaft 1980, S. 388–411. Eberhard Lämmert: Über die zukünftige Rolle der Literaturkritik. Ein Entwurf. In: Peter Gebhardt (Hg.): Literaturkritik und Literarische Wertung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgemeinschaft 1980, S. 312–330. Derselbe: Literaturkritik – Praxis der Literaturwissenschaft? In: Wilfried Barner (Hg.): Literaturkritik – Anspruch und Wirklichkeit. DFG-Symposion 1989. Stuttgart: Metzler 1990, S. 129–139. Ralf Schnell: Orientierung Germanistik. Was sie kann, was sie will. Reinbeck: Rowohlt 2000 (= re 55609), bes. S. 224–243. Wolfgang Albrecht: Literaturkritik. Stuttgart, Weimar: Metzler 2001 (= SM 338), bes. S. 92–97.
- ⁸ Seibt (Anm. 2), S. 735 u. S. 733.
- ⁹ Lämmert, Literaturkritik (Anm. 7), S. 135.
- ¹⁰ Vgl. dazu etwa Michael Krüger: Der Markt liest nicht. Weshalb es immer schwerer wird, gute Bücher zu verlegen. Ein ZEIT-Gespräch mit Michael Krüger: „Es kommt hinzu, dass wir von den Zeitungen

vollständig abhängig geworden sind. Mehr als früher. Ein Verlag wie unserer, der im Halbjahr 40 Bücher publiziert, kann nicht mehr für jedes einzelne werben. Es bedarf der Zeitung, die diese Bücher vorstellt, kritisiert, bewertet. Hätten wir das nicht mehr, und da ist ja Deutschland einmalig mit seinen zahlreichen Feuilletons, gäbe es ein Drittel der etwas subtileren Bücher überhaupt nicht mehr. Der Buchhandel kann diese Masse nicht mehr selbst bewerten, und der Diskurs über Bücher ist so dezentralisiert, dass das Gespräch nicht ausreicht, um die Sache bekannt zu machen. Da ist den Zeitungen eine unerhört wichtige Aufgabe zugewachsen. Das Feuilleton ist eine bedeutendere Institution als die Universität oder die Schule.“ In: Die Zeit, 16.9.1998. Das Gespräch führte Ulrich Greiner.

¹¹ Sibylle Cramer: Kreuzzüge und Kahlschläge deutscher Kritiker. Zur rituellen Funktion und politischen Dimension von Todesanzeigen, die deutsche Literatur betreffend. In: Süddeutsche Zeitung, 9.11.1994.

¹² Zur Frage der Kanonisierungsprozesse in der Gegenwart vgl. den von Renate von Heydebrand herausgegebenen Tagungsband des DFG-Symposiums Kanon-Macht-Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen. Stuttgart: Metzler 1998 (= Germanistische Symposien, Berichtsbände Bd. XIX) und hier vor allem die systematisierende „Einführung“ von Thomas Anz, S. 3–8.

¹³ Die Begriffsbildung „Alltagsrezeption“ ist in diesem Zusammenhang als Oppositionsbildung zur wissenschaftlichen Rezeption in der einschlägigen Fachliteratur zu verstehen.

¹⁴ Lämmert, Rolle (Anm. 7), S. 329; Mecklenburg, Rhetorik (Anm. 7), S. 38.

¹⁵ Barner (Anm. 7), S. IX.

¹⁶ Vgl. dazu auch die von Wilfried Barner ausgelöste, unter großer Beteiligung geführte Diskussion in den beiden Jahrbüchern der deutschen Schillergesellschaft 1998/1999, Jg. 42 und 43, zu der Frage: „Kommt der Literaturwissenschaft ihr Gegenstand abhanden?“

¹⁷ Lämmert, Literaturkritik (Anm. 7), S. 138.